



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ungehaltene Reden eines Nichtgewählten. 13.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wirken können, während sie an seitwärts befindlichen Figuren falsche Wirkungen ergeben und mit der plastischen Form in Widerspruch erscheinen würden.

Die Fehler, die sich aus einer malerisch perspektivischen Figurendarstellung im Relief ergeben können, sind in den Ghibertischen Werken unsers Trachtens vermieden. Sie liefern den Beweis, daß die malerische Tendenz der Reliefentwicklung auch in ihren letzten Konsequenzen mit der Natur der Darstellungsmittel nicht notwendig in Konflikt geraten muß. In ihren positiven Vorzügen entsprechen diese berühmten Meisterwerke der Renaissance ganz den allgemeinen künstlerischen Gesetzen der Reliefbehandlung.



Ungehaltene Reden eines Nichtgewählten.

13.



eisa, juchheisa, dideldumbei! — so würde ich meine heutige Rede beginnen, wenn mir nicht ein bekanntes Mitglied der Zentrums-
partei diese Wendung schon vor etwa neunzig Jahren vorweg-
genommen hätte. Die Herren stehen bekanntlich früh auf! Aber
dabei sein muß ich nichtsdestoweniger, wo es so hoch und so laut
hergeht. Eine solche Staatsdebatte ist in der That eine famose Erfindung. Da
kann man von allem und jedem sprechen, ohne zur Sache gerufen zu werden,
höchstens zur Ordnung, was der Rede einen hübschen Aufputz verleiht. Da kann
man die ältesten Leitartikel und politischen Feuilletons reden, und die Partei-
freunde werden sich darüber so freuen, als ob sie die Dinge zum erstenmal
hörten. Da kann man der Regierung alles erdenkliche Schlechte nachsagen und
braucht sich auf Beweise so wenig einzulassen, wie Sir John Falstaff. Herr
Richter proklamirt ein Fiasko, Herr Liebknecht gleich ein halbes Duzend Fiaskos,
ich will ein Schock aufzählen — wer kann mirs wehren?

Bei aller Verehrung für die genannten Redner muß ich nämlich mein
Bedauern darüber aussprechen, daß sie die Sache so oberflächlich betrieben haben.
Wer mit Emphase der Regierung einige Fiaskos vorwirft, verleitet ja zu dem
Glauben, daß sie in andern Fällen den Erfolg für sich habe, und das darf
doch um keinen Preis zugestanden werden. Ich begreife wohl, daß ein so großer
Staatsmann, wie Herr Richter, endlich ermüdet, einem unverbesserlichen Schüler,
wie der Reichskanzler ist, immer wieder Vorträge über Politik zu halten — der
Fürst Bismarck versteht entweder die Lehren der Weisheit nicht oder er will
sie nicht verstehen. Aber das hilft nichts! Wenn man vom Schicksal aus-
erschen ist, das Vaterland vor dem Abgrunde zu retten, dem es nun seit drei-
undzwanzig Jahren „unentwegt“ und mit immer wachsender Geschwindigkeit ent-

gegeneilt, dann darf man nicht müde oder verdrossen werden, muß vielmehr sein ganzes Sprüchlein immer wieder hersagen. Fiasko ist ja alles, was der Kanzler jemals unternommen hat, und wenn die ganze Welt ihn rühmt und bewundert, wenn, so oft eine Wolke am europäischen Horizont aufsteigt, alles schreit: „Bismarck hilf!“ — so wissen wir doch, daß dieser ganze Ruhm aus dem Reptilienfonds baar bezahlt wird. Und diese große Wahrheit muß täglich wiederholt werden. Endlich wird sie doch Glauben finden.

Zu sagen, daß Kamerun ein elendes Sandloch sei, genügt nicht; man muß auch „klarstellen,“ weshalb andre Nationen dieses und andre Sandlöcher gern besitzen würden. Das ist ganz einfach. In den andern Ländern gebricht es an Streusand, wovon wir bekanntlich genug haben, um alle in sämtlichen Zeitungsredaktionen unnütz vergossene Tinte zu trocknen, sodaß wir nicht erst nach Afrika zu schicken brauchen. Da wird vom Schutze der heimischen Erzeugnisse gesprochen, und gleichzeitig ladet man unserm vaterländischen Sande eine überlegene Konkurrenz auf den Hals. Fiasko!

Und die ganze Kolonialpolitik, was hat sie genützt? Sie besteht schon, wenn ich nicht irre, zwei Jahre lang, und noch immer ist kein Potosi entdeckt, nicht einmal die Ananas sind wohlfeiler geworden, sodaß mancher edle Bürger noch seine Bowle mit Sellerie ansetzen muß. Fiasko!

Dann die Ausweisungen. Ich kann aus bester Quelle versichern, daß jeder polnische Jude, der nichts als seinen Kasten mit über unsre Grenze bringt, den festen Willen hat, so bald als möglich reich zu werden und sich in Berlin einige Häuser zu bauen. Er und seine Nachkommen werden zwar immer polnische Juden bleiben, aber sich mit der Zeit eine solche Fertigkeit im Gebrauche der deutschen Sprache aneignen, daß sie das „Ich geb', ich nehm'“ ohne Anstoß, wenn auch nicht ohne fremden Accent, so gut an der Börse wie in der Presse hersagen. Nur Zeit muß man ihnen lassen. Jetzt zieht man ihrem Bildungstrieb in brutalster Weise eine Schranke, jagt sie zurück nach Polen oder Galizien, wo es ihrer ohnehin genug giebt. Was wollen sie dort? Mit einander Geschäfte machen? Sie werden sich bedanken! Das ist allerdings, wie Herr Liebknecht sagt, eine Barbarei. Allein wie kann er die Austreibung der Hugenotten damit vergleichen! Der König von Frankreich jagte nur seine eignen Unterthanen aus dem Lande, wir vertreiben gar Fremde, die vertrauensvoll zu uns gekommen sind. Auf diese Art machen wir uns keine Freunde. Und glaubt denn die Regierung wirklich, daß die Vertriebenen nicht wiederkommen werden? Da kennt sie sie schlecht. Wozu also der ganze Lärm? Fiasko!

Mit dem Widerstande gegen die Erhöhung des Marine- und des Kriegsbudgets ist nichts gethan, es muß endlich kurz und gut gesagt werden, daß wir weder Land- noch Seemacht haben wollen. Was es mit den Kriegen auf sich hat, haben wir soeben erfahren. Die Serben schlagen die Bulgaren, die Bulgaren schlagen dafür die Serben — welchen Zweck hat das? Das Blut-

vergießen wäre erspart worden, wenn die Staaten keine Armeen hielten, denn daß König Milan den Fürsten Alexander zum Zweikampf herausgefordert haben würde, ist kaum anzunehmen. Ich kenne wohl die alte Ausrede, daß ein Land nicht anfangen könne, sich wehrlos zu machen, während die andern gerüstet bleiben, aber das ist eine leere Ausrede. Zur Zeit des seligen Bundestages — der Zeit der Freiheit, nach welcher sich Herr Liebknecht aus der jetzigen Reichsreaktion zurücksehnt — fürchtete sich niemand vor Deutschland, und dennoch griff es niemand an, denn so schlecht sind die Menschen ja nicht, einen Wehr- und Hilfslosen zu überfallen. Wer überzieht Monaco mit Krieg, obgleich es ein rentablerer Besitz wäre als die bewußten Sandlöcher? Und angenommen, ein Ministerium Deroulède, das wir ja hoffentlich bald erleben werden, forderte Elsaß und Lothringen zurück, nun so werden wir sie hergeben und als gut evangelische Christen auch die linke Wange, ich meine das linke Rheinufer, dazu. Und was liegt uns daran, ob Posen und Oberschlesien und Westpreußen zu einem deutschen oder einem polnischen Reiche gehören; wenn nur unter dem weißen Adler Freihandel getrieben werden kann, werden sich ja die Danziger ganz wohl dabei befinden, nicht wahr, Herr Rickert? Wir Übrigbleibenden aber würden ein steuerfreies Dasein führen. Daran verhindert uns der Militarismus. Fiasko!

Von der Sozialreform möchte ich am liebsten garnicht sprechen, denn da ist der Mißerfolg am kläglichsten. Nach vier Jahren des Experimentirens haben noch immer die Reichen das Geld und die Armen nichts, anstatt umgekehrt. Um dem ständigen Vorwurfe zu begegnen, daß die Opposition kein Reformprogramm besitze, habe ich mir von einem Manne, der ein warmer Freund der Arbeiter, jedoch völlig unparteiisch und uneigennützig ist, da er in seinem Leben nie gearbeitet hat, seine Forderungen geben lassen. Er sagt: „Wenn ich aufwache, soll ein Geheimerat an meinem Bette stehen, um meine Wünsche wegen des Frühstückes in Empfang zu nehmen und mir später beim Ankleiden behilflich zu sein. Restaurants, Bier- und Kaffeehäuser sollen gehalten sein, mir die verschiedenen Mahlzeiten nach meiner Anordnung — natürlich gratis — zu serviren, zur Verdauungszeit muß eine Theaterloge zu meiner Verfügung stehen, den Nachttrunk nehme ich in einem Gasthause mit weiblicher Bedienung. Eine Droschke erster Klasse versteht sich von selbst.“ Nun werden Sie zugeben, meine Herren, daß der Mann nichts unbilliges verlangt, und so lange solche bescheidne Ansprüche nicht einmal befriedigt werden, bleibt nichts übrig als: Fiasko!

Ob in Afrika katholische oder protestantische oder jüdische Missionare ihr Wesen treiben, ist mir, wie Sie denken können, gänzlich einerlei. Da aber auch diese Frage eine schöne Gelegenheit giebt, der Regierung etwas am Zeuge zu flicken, so bin ich entrüstet, empört über die Ausschließung der armen unschuldigen Jesuiten, und erkläre der Regierung, daß sie auch damit Fiasko machen wird. Dixi.